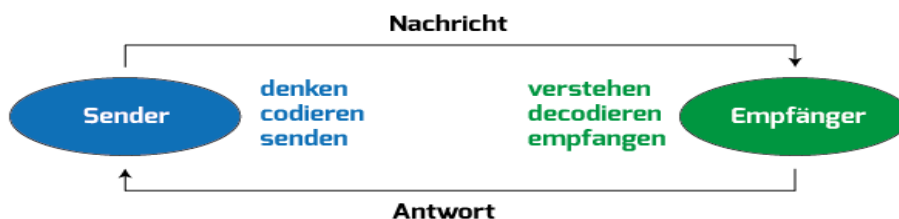


Workshop „Kommunikation mit Eltern mit Migrationshintergrund an Ganztagschulen“ 07.12.2016, Gelsenkirchen

1. Besonderheiten interkultureller Kommunikationsprozesse

Viele Aspekte in der interkulturellen Kommunikation haben eine **höhere Bedeutung** als bei der Kommunikation innerhalb einer Kultur.



- Für eine reibungslose Kommunikation ist ein **gemeinsames soziales Wissen** von Sender und Empfänger notwendig
- Denn: Botschaften können nur korrekt verstanden werden, wenn sie von beiden Interaktionspartnern in der **gleichen Art** - gemeinsamer sozialer Kontext – codiert und dekodiert werden
- **Missverständnisse** entstehen aufgrund unterschiedlicher Ausdrucks-, Darstellungs- und Handlungsweisen, z.B.:

- Unterschiedliche Kommunikationsstile
 - Direkte und indirekte Kommunikation

Direkte Kommunikation

- Kommunikation ist zielgerichtet
- Meinungen und Anliegen werden direkt geäußert
- Ehrlichkeit ist ein hoher Wert
- „Nein“ sagen ist in Ordnung
- Nonverbale Signale spielen untergeordnete Rolle
- Kritik wird offen geäußert

Indirekte Kommunikation

- Kommunikation ist implizit, indirekt
- Meinungen und Anliegen werden indirekt geäußert
- Die Wahrung der Harmonie und des Gesichtes sind enorm wichtig
- Nonverbale Signale wichtig für Verständigung
- Kritik wird vermieden, verdeckt geäußert

- Sequenzielle, simultane und unterbrochene Kommunikation

- Ton & Lautstärke, Mimik & Gestik
 - Unterschiedliche Bedeutung von Gesprächslautstärke, Tonlage, Lächeln
- Grad der Höflichkeit, Freundlichkeit
 - Höfliche „Floskeln“, z.B. das „How are you?“ in den USA, Neuseeland wird in Deutschland als Oberflächlichkeit, weniger als Freundlichkeit gewertet
 - In manchen Kulturkreisen wiegt Höflichkeit mehr als „Ehrlichkeit“ nach dem deutschen Kulturverständnis

- Verbindlichkeiten, Zeitempfinden
 - Monochrome/ polychrone Zeitorientierung

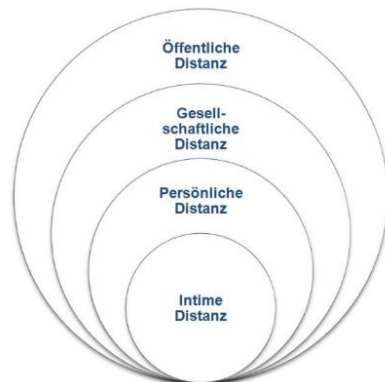
Monochrome Zeitorientierung

- Eins nach dem anderen - man lässt sich nicht gerne ablenken
- Gründlichkeit vor Schnelligkeit
- Getroffene Verabredungen finden in der Regel auch statt
- Zeitplan, Pünktlichkeit wichtig
- Zeit ist Geld - Verschwendung ist möglich

Polychrone Zeitorientierung

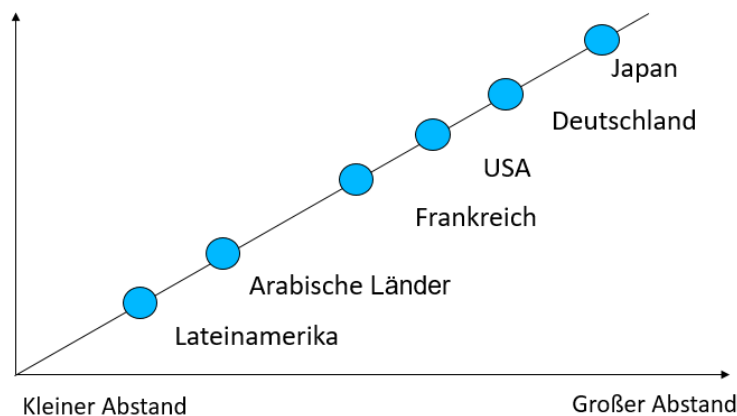
- Mehrere Dinge gleichzeitig - Schnelligkeit vor Gründlichkeit
- Getroffene Verabredungen finden nicht unbedingt statt
- Kommunikation wichtiger als Zeitplan
- Zeit ist gratis - Man legt sich nicht unbedingt fest
- Man improvisiert und ist flexibel
- Pläne können immer geändert werden

- Nähe und Distanz: Körperdistanz & Blickkontakt
 - Distanzzonen nach Hall



- Ab 4 m: Keine persönliche Beziehung zum Einzelnen, Lehrer, Redner
- 1,50-4 m: Für unpersönliche Angelegenheiten
- 50-150 cm: Gesprächsdistanz, Freunde, Verwandte, Kollegen
- Bis 50 cm: Intimpartner, enge Verwandte

- Bevorzugter Abstand in Gesprächen nach Ländern



- Blickkontakt

Mitteleuropa, Nordamerika, Australien: Blickkontakt gilt als vertrauensbildend, selbstbewusst, Vermeidung als Zeichen der Unaufrichtigkeit, Unsicherheit

Arabischer Kulturraum: Langer Blickkontakt sehr wichtig, zwischen Männer und Frauen, die nicht verheiratet/ verwandt sind, nicht schicklich.

Bei Respektpersonen wird ggf. der Blick gesenkt

Asiatischer Kulturraum: Langer Blickkontakt offensiv und respektlos, kann als Dominanzverhalten interpretiert werden. Fehlender Blickkontakt wird positiv bewertet

2. Elternarbeit mit Migrantenfamilien (Prof. Dr. Ali Ucar)

- EA mit Migranteneltern beinhaltet i.d.R. die gleichen Elemente wie mit Eltern ohne MH, jedoch einige spezifische Merkmale
 - Kinder sind unterschiedlichen Wertorientierungen ausgesetzt, ggf. Auswirkungen auf die Beziehung zur Schule/ Lehrpersonal, auf Sozialverhalten, Schulleistungen
 - Schwerpunkt auf individuell-persönliche Probleme/ Verhältnis Eltern-Kind, Lehrer-Schüler ggf. schwer möglich
 - Informationsdefizite über das Bildungswesen, „illusorische Vorstellungen“ für die eigenen Kinder
 - Gegensätzliche Werte- und Erziehungsvorstellungen, Fundamentalismus als Barriere
 - Verallgemeinerung von Diskriminierungserfahrungen → oppositionelle Haltung
 - Mangelnde Betreuungsmöglichkeiten in kinderreichen Familien mit jungen Geschwisterkindern
 - Perspektivlosigkeit, unsicherer Aufenthaltsstatus → herabgesetzte Motivation
 - Schulerfahrung der Eltern in den Herkunftsländern prägt ggf. die Kooperationsbereitschaft
- Lehrkräfte bemängeln häufig: „Eltern engagieren sich nicht genügend für die Schule und den schulischen Erfolg ihrer Kinder“
 - Eltern migrantischer Herkunft äußern oft: „Schule respektiert uns Eltern unzureichend und nimmt uns nicht ernst“
 - Fazit: Niedrigschwellige Partizipationsangebote für Eltern mit Migrationshintergrund & das Erlernen von interkulturellen Kompetenzen bei Lehrkräften können Vertrauen stiften & Kooperationen ermöglichen (Evelin Lubig-Fohsel)

3. Thesen zur Elternarbeit mit Migrantenfamilien (Prof. Dr. Ali Ucar)

Migrantenfamilien

- sind an einer Zusammenarbeit mit der Schule interessiert und dafür ansprechbar. Sie ergreifen i. d. R. nicht die Initiative
- kennen ihre Rechte und Möglichkeiten häufig nur unzureichend
- nehmen bevorzugt Angebote mit praktischem Nutzen wahr
- beteiligen sich gerne an Schulveranstaltungen durch „Vermittlung ihrer Kultur“ (Tanz, Sport, Speisen etc.)
- Schulveranstaltungen wie Schul- und Sportfeste, Elterntreffen, Tee-Nachmittage, Tag der Offenen Tür etc. sind geeignete Formen der Elternarbeit
- Hilfreich: Das gesamte Spektrum der Lebenssituation in die Elternarbeit miteinbeziehen; Erziehungsfragen sind häufig von existentiellen Problemen überlagert

4. Best-Practice-Beispiele zur Elternarbeit mit Migrantenfamilien

- **Beziehungs- statt Sachorientierung in der Elternarbeit:**
 - Angenehme Gesprächsatmosphäre schaffen, nach Befinden erkundigen
 - Erste Elternsprechtage für persönliches Kennenlernen statt Austausch über Leistungen
- **Informeller Austausch:**
 - Elterncafés mit Gesprächsrunden **und** organisatorischem Austausch
 - Elternabende mit Kaffee und Kuchen und Dolmetscher
 - Regelmäßige Aktivitäten, z.B.: „Kochen der Kulturen“
 - Raum für „spontane Gespräche“ statt Termine/ „Tür-und-Angel-Gespräche“
- **Vertrauen schaffen:**
 - Eltern Unterrichtsbesuche anbieten
 - Geschützter Raum für gesamtes Spektrum von Problemlagen
 - Bildungsbotschafter, Sprachpaten einsetzen
 - MSOs und Beratungseinrichtungen als Partner einbeziehen
- **Kontinuierlicher Einbezug in schulische Aktivitäten:**
 - Einladung zu Schulfesten und Ausflügen
 - Zusätzlich über Kinder an Termine erinnern
 - Bitte um Mitwirkung: Eltern vermitteln, dass sie gebraucht werden
 - Projekte, Aktivitäten initiieren, in denen Eltern ihre Kompetenzen einbringen können (Kochen, Frühstück zubereiten)
- **Willkommenskultur einführen:**
 - Schulfeste, Einschulungen etc. multireligiös gestalten
 - Mehrsprachige Begrüßungsformen, übersetzte Elternbriefe
 - „Länderecken“ in den Schulen
 - Wertschätzung und Akzeptanz kultureller Unterschiede statt Defizitorientierung (Kopftuch, Händeschütteln etc.)

5. Türöffner für gelingende Kommunikation

- Ambiguitätstoleranz
- Zeit & Geduld: Kontaktaufnahme, Beziehungsaufbau, Vertrauen benötigt (ggf. mehr) Zeit und Ausdauer
- Beziehungsorientierung: Smalltalk wichtig
- Interesse & Wertschätzung gegenüber Individuum und Kultur
- Einige Kenntnisse über Land, Kultur, Religion
- Einige Wörter in der anderen Sprache
- Langsame, verständliche Sprache
- Grundwissen über soziale und rechtliche Hintergründe d. Eltern
- Wissen um Schulbiografie und Schulsystem in den Herkunftsländern
- Bewusstsein über die eigene kulturelle Prägung
- Bewusstsein über eigene Wirkung auf andere (persönlich/ Rolle)
- So weit wie möglich frei von Vorurteilen agieren
- Haltung der Offenheit und des Lernens während des interkulturellen Kontakts
- Anerkennung der **Verschiedenheit UND GLEICHWERTIGKEIT** von Kulturen, ohne fremdkulturelle Muster zu bewerten
- Berücksichtigung des Wirkdreiecks: Konflikte nicht primär auf die Kultur/ Religion zurückführen (Person, Kultur, Situation)

6. Literaturempfehlungen

- Doris Geissler: Interkulturelle Elternarbeit in Bildungseinrichtungen
- Sara Fürstenau, Mechthild Gomolla: Migration und schulischer Wandel
- Evelin Labig-Fohsel: Diverse Veröffentlichungen zum Thema Integration und Schule, Arbeit mit Eltern mit Migrationshintergrund etc.
- Rafik Schami: Die Sehnsucht der Schwalbe (Roman)
- Khaled Hosseini: 1000 strahlende Sonnen (Roman)
- Schroll-Machl: Die Deutschen - Wir Deutsche
- Mein arabischer Vater, ZEITmagazin Nr. 17/2016 29. April 2016
<http://www.zeit.de/zeit-magazin/2016/17/integration-fluechtlinge-arabischer-mann>
- Handlungsempfehlungen der Senatsverwaltung Berlin für Lehrerinnen und Lehrer in Berlin: Islam und Schule
http://www.berlin.de/imperia/md/content/senbildung/politische_bildung/islam_und_schule.pdf?start&ts=1454406254&file=islam_und_schule.pdf

7. Anhang

Mein arabischer Vater

ZEITmagazin Nr. 17/2016 29. April 2016

Es heißt, die Flüchtlinge würden unser Land verändern. Aber es geht auch umgekehrt. Davon erzählt unsere Autorin. Von Annabel Wahba

Es war kurz nach Silvester, als ich wieder einmal mit meinem Vater telefonierte. Er fragte mich, ob ich schon gehört habe, was in Köln passiert sei. Schlimm sei das, sagte er. "Diese Männer, die kommen einfach nicht zurecht mit den Freiheiten, die Frauen hier haben. Das sind sie nicht gewohnt." Er klang empört und hatte sein Urteil bereits gefällt. Er zweifelte nicht an den Meldungen, in denen es hieß, dass Männer "nordafrikanischer Herkunft" Hunderte Frauen beläut und sexuell belästigt haben.

Mein Vater Adly ist ein Mann nordafrikanischer Herkunft. Er hat einen deutschen Pass, aber er kommt aus Ägypten. Er verurteilte die vermeintlichen Täter von Köln sofort: "Die denken, dass die Frauen in Deutschland leicht zu haben sind", sagte er. Gegen solche Typen müsse man etwas unternehmen. Ich war etwas zurückhaltender. Ich fand, dass man noch zu wenig wusste über das, was passiert war. Vor allem aber machte ich mir Sorgen um die Stimmung in Deutschland. Denn von nun an diene allen, die schon immer Vorurteile gegen arabische Einwanderer hatten, "Köln" (wie es fortan nur noch heißen sollte) als Beweis dafür, dass ihre Ressentiments begründet waren. Das veraltete Frauenbild der Migranten. Männer, die sich einfach nehmen, was sie wollen, notfalls mit Gewalt. Und selbst diejenigen, die anerkannten, dass nordafrikanische Männer nicht wahllos Frauen belästigen, machte die große Zahl der männlichen Flüchtlinge nun mehr Angst. Die Frauen, so hieß es, hätten zu befürchten, dass die Errungenschaften des Feminismus über den Haufen geworfen würden. Als ob arabische Männer sich unserem Leben generell nicht anpassen könnten. Als ob Wertvorstellungen unveränderbar seien. Der arabische Mann ist demnach unverbesserlich.

Anfangs wollte ich die Nachrichten über jene Nacht gar nicht lesen, ich versuchte sie auszublenzen. Eine Technik, die man anwendet, wenn einem etwas besonders nahegeht.

Anders mein Vater, der sich offenbar völlig von den Ereignissen distanzieren konnte. Als käme er gar nicht auf die Idee, dass sie etwas mit ihm zu tun haben könnten, so sehr ist

er Teil der deutschen Gesellschaft geworden. Und mir fiel auf, wie sehr er sich verändert hatte. Er hatte genau das getan, was viele den Flüchtlingen, die jetzt kommen, nicht zutrauen: Er hatte sich angepasst, war über viele Schatten gesprungen.

Ich habe mich nach diesem Telefonat an meine Kindheit erinnert. Wie es war, mit einem ägyptischen Vater aufzuwachsen. So modern, wie er jetzt am Telefon klang, dachte er nicht immer. Man könnte sagen: Was in diesem Land im Großen geschieht und geschehen wird, haben meine Geschwister und ich im Kleinen erlebt. Meine Mutter ist Deutsche, aber die Herkunft meines Vaters war für unsere Erziehung prägend, vor allem für uns Töchter.

Wir haben in meiner Familie alle ein enges Verhältnis zueinander, meine Eltern, meine beiden Brüder, meine Schwester und ich. Obwohl ich ein paar Hundert Kilometer von ihnen entfernt wohne, sehe ich sie alle paar Wochen. Meine Eltern wohnen in einem großen Haus, damit wir mit unseren Kindern immer zu Besuch kommen können. Familie, das ist für mich gleichbedeutend mit einem Felsen: unzerstörbar und immer da. Das ist die positive Seite, und ich bin mir sicher, dass das auch mit der Mentalität meines Vaters zu tun hat. Die Familie als Kraftzentrum, das erlebe ich in orientalischen Familien häufiger als bei meinen europäischen Freunden. Mittlerweile finde ich, dass dieser Zusammenhalt den Zwist, den ich früher mit meinem Vater hatte, mehr als aufwiegt.

Meinem Vater wäre es sicher am liebsten, ich würde nur über die guten Erfahrungen schreiben. Aber weil zurzeit so viel vom "arabischen Mann" die Rede ist, interessiere ich mich mehr für den Weg, den er gegangen ist. Er entstammt einer Familie, in der noch die Eltern die Ehepartner der Kinder ausgesucht haben. Für ihn war eine seiner Cousinen vorgesehen – Nana oder Yvonne. Er entging der Hochzeit, weil er erst mal ein Stipendium für Deutschland annahm. Dort lernte er dann meine Mutter kennen und heiratete sie.

Wie lief der Prozess seiner Wandlung ab? Reibungslos ging das nicht – vor allem meine neun Jahre ältere Schwester bekam das zu spüren. "Sie litt ziemlich unter mir", sagt mein 81-jähriger Vater heute selbstkritisch.

Ich merkte das, lange bevor ich selbst in die Pubertät kam: Klassenfahrten und auch der Schwimmverein, in den meine Schwester Angèle ging, waren ihm suspekt. Er konnte sich nicht vorstellen, dass ein rein freundschaftlicher Umgang zwischen Jungen und Mädchen möglich ist. Er mochte es nicht, wenn wir Mädchen direkt aus dem Bad zum Frühstück kamen, nur mit Bademantel bekleidet. Auch enge Hosen fand er ordinär. "Zieh dir doch was Anständiges an", war einer dieser Sätze, die ich oft hörte. "Anständig" und "unanständig", das war das Spannungsfeld, in dem wir aufwuchsen. Der Begriff der Ehre, die sonst verletzt würde, fiel bei uns zu Hause nie. Aber gemeint war etwas Ähnliches.

Wir waren die einzigen arabischstämmigen Kinder in unserem bayerischen Kleinstadtviertel. Nach außen gab es bis auf die schwarzen Haare und den etwas dunkleren Teint keinen großen Unterschied zwischen uns und den anderen. Nur manchmal blitzte er auf.

Der erste Konflikt, der meiner Schwester in Erinnerung geblieben ist, ereignete sich, als sie elf war. Damals fragte unsere Cousine sie, ob sie mit ihr Reiterferien machen würde, in der bayerischen Stadt, in der ihre Oma lebte. Mein Vater erlaubte es nicht. Meine Schwester verstand das überhaupt nicht. "Wenn ich fragte, warum, bekam ich keine Antwort. Es hieß nur: ›Ich möchte das nicht.‹ Für mich machte es einfach keinen Sinn", sagt sie.

"Ich kann mich daran nicht mehr erinnern", sagt mein Vater heute. Er macht eine Pause, sucht nach Worten. "Es tut mir leid, dass sich das deiner Schwester so ins Gedächtnis gegraben hat." Er habe damals wohl nicht darauf vertraut, dass jemand anderer sich in seinem Sinne um seine Tochter kümmern würde. Er wollte die Kontrolle nicht abgeben.

Für meinen Vater drohte immer Gefahr, wenn Jungen und Mädchen zusammenkamen. Männern gegenüber, sagte er, sollten wir prinzipiell misstrauisch sein. Ich erinnere mich, dass ich als Mädchen die Väter meiner Freundinnen nie besonders mochte. Es gab keinen Grund dafür, nichts war vorgefallen, aber sie waren mir fast alle suspekt.

Während meine Freundinnen mit ihren Eltern alles Mögliche besprachen, behielten wir vieles für uns. Ich war überrascht, als mir eine Freundin erzählte, sie hole sich bei ihrem Vater Rat. Er gratulierte ihr, als sie ihre Periode bekam. Obwohl ich meinen Vater als liebenden Menschen wahrnahm, war er in solchen Fragen gewiss nicht meine Vertrauensperson.

Wie viele Diskussionen es zwischen unseren Eltern um unsere Erziehung gab, wussten wir nicht. Sie fanden hinter geschlossenen Türen statt, abends, wenn wir im Bett lagen. Ich vernahm davon nicht mehr als ein Gemurmel, aber uns war allen klar, dass mein Vater die Linie vorgab. Er war die Legislative, meine Mutter die Exekutive – es sei denn, etwas missfiel ihr so, dass sie sich für uns in den Ring warf. Sie war zu Hause und kümmerte sich um uns, er kam um 18 Uhr. Manchmal sagte sie zu uns: "Da musst du am Abend deinen Vater fragen." Je älter wir wurden, desto öfter hörten wir diesen Satz.

Von unseren alten Kämpfen ist nicht mehr viel zu spüren, als wir Töchter uns jetzt mit meinem Vater bei mir in Berlin treffen. Wir gehen zusammen spazieren auf dem Tempelhofer Feld, wo früher Flugzeuge landeten und heute in den Hangars Flüchtlinge untergebracht sind. Ein paar Kinder aus der Notunterkunft überholen uns lachend auf Rollerblades. Wir reden bei diesem windigen Spaziergang auf den Startbahnen des alten Flughafens viel über Politik, über die Bedrohung durch den "Islamischen Staat", mein Vater liest jeden Tag mindestens eine Zeitung und sieht zweimal am Tag Fernsehnachrichten. Vermutlich ist dieser Einfluss einer der Gründe, warum ich Journalistin geworden bin.

Wenn ich für meine Arbeit nun ihn befrage zu den Werten, die er früher hatte, sagt er, er könne sie sich auch nicht mehr erklären. Er bleibt stehen, ein älterer Herr im Tweedjackett, mit Krawattentuch und zerzaustem Haar, dann schüttelt er über sich selbst den Kopf. "Die steckten einfach von Kind auf in mir drin. In der Situation damals dachte ich so. Ich weiß heute nicht mehr, warum."

Der alte Mann steht dem jungen ratlos gegenüber. Sicher auch deshalb, weil ihm seine Haltung im Rückblick unangenehm ist. Er weiß, dass seine damalige Einstellung in Deutschland heute nicht mehr zum gesellschaftlichen Konsens gehört, er will nicht als Hinterwäldler dastehen. Das ist er auch nicht. Aber er stammt aus einer Welt, die doch sehr anders ist als die, in der wir jetzt gemeinsam leben.

Er kommt aus einer Welt, über die ich ziemlich wenig weiß. Das ist eine erste Erkenntnis bei dieser Recherche in eigener Sache. Ich hatte immer gedacht, mein Vater sei in Kairo aufgewachsen, in einer Metropole. Das klang modern, Kairo ist ein Zentrum der arabischen Welt. Aber so genau hatte ich nie nachgefragt. An diesem Tag in Berlin erzählt er mir, dass er auf dem Land aufgewachsen ist, in Kaliub, einer Kleinstadt im Nildelta. Mein Vater hat nur zwei Fotos aus dieser Zeit. Als ich sie mir ansehe, fallen mir die sandigen Straßen und der weite Himmel auf, in den kaum hohe Gebäude ragen. Mein Vater wuchs mit vier Geschwistern und seinen Großeltern in dem Haus auf, in dem schon sein Vater geboren worden war. Oben auf dem Flachdach hielt die Familie Hühner und Enten, die man selbst schlachtete. Auch das Fladenbrot buk meine Großmutter selbst, in einem Ofen, den sie mit Baumwollreisig befeuerte. Mein Großvater war Beamter in einem staatlichen Elektrizitätswerk, er war dort eine Art Verwalter und für die Auszahlung der Gehälter zuständig.

Die Familie meines Vaters ist christlich, die koptisch-orthodoxe Grundschule, auf die er ging, war gleich neben der Kirche. Später ging mein Vater auf ein staatliches Gymnasium in einem anderen Ort, Jungen und Mädchen waren getrennt. "Man kam außer in der Familie eigentlich gar nicht zusammen", sagt mein Vater. "Man ging nicht gemeinsam tanzen, auch in der Kirche saßen wir getrennt, die Männer links, die Frauen rechts." Meine ägyptischen Großeltern waren sehr gläubige Menschen, meine Großmutter ging nicht ohne schwarzen Schleier aus dem Haus, rein äußerlich waren die Christen damals von den Muslimen kaum zu unterscheiden. Viele Kopten sehen sich heute als die eigentlichen Ägypter, weil ihre Kultur schon vor der islamischen Eroberung des Landes vor 1400 Jahren bestand. Im Alltag meines Vaters spielte das keine Rolle. Er erzählt, dass seine Familie eng mit ihren muslimischen Nachbarn befreundet war, später im Gymnasium waren die Schüler ohnehin gemischt. "Zwischen Christen und Muslimen gab es damals wenig Unterschiede", sagt mein Vater.

Ein paar Tage nach seinem Berlin-Besuch telefoniere ich mit meinem Vater. Meine Mutter hört zu. Die beiden haben immer den Lautsprecher an, wenn eines von uns Kindern am Telefon ist. Meine Mutter wirft ein, dass sie solch traditionelle Wertvorstellungen auch aus ihrer Kindheit kenne. Sie lebte einige Jahre in einem bayerischen Dorf, dort gingen die Frauen mit Kopftuch in die Kirche. Meine deutsche Oma trug bis in die neunziger Jahre einen Hut, wenn sie in München auf die Straße ging. Man ging nicht "barkopfert" aus dem Haus. Auch in der Kindheit meiner Mutter saßen Frauen und Männer getrennt in der Kirche, nur umgekehrt als in Ägypten, die Frauen links, die Männer rechts. Die Welt ihrer Kindheit war in dieser Hinsicht nicht so anders als die meines Vaters.

Es gibt Forscher, die sagen, dass der Islam patriarchalische Werte stärker begünstige als andere Religionen. Einigen dient dafür das Kopftuch als Beweis. Wenn man Einwanderer dann aber zu ihren Geschlechterrollen befragt, wie es das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2013 für eine Studie tat, findet man zum Beispiel heraus, dass muslimische Einwanderer aus dem Iran wesentlich liberaler und egalitärer denken als christliche Einwanderer aus Italien und Polen. Der "Liberalitätsindex", der in der Studie errechnet wurde, war bei iranischen Männern sogar noch höher als bei deutschen.

Die jeweilige Religion kann also nicht die Ursache für bestimmte Wertvorstellungen sein. Eher ist es eine strenge Auslegung der Religion, die patriarchalische Einstellungen begünstigt, sagen andere Forscher. Christen und Muslime, die ihre Religion in ähnlicher Intensität ausleben, haben auch ähnliche Geschlechtervorstellungen. Dazu kommen noch andere Einflüsse, wie der Entwicklungsstand eines Landes: Zunehmender Wohlstand, zunehmende Bildung in einer Gesellschaft fördern die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau. Und letztlich hängt es auch von der jeweiligen Person ab, welche Werte sie annimmt.

Verglichen mit den Flüchtlingen heute, muss die Ankunft in Deutschland für meinen Vater 1959 viel leichter gewesen sein. Wir leben im Zeitalter der Globalisierung, tatsächlich aber glichen sich die Lebenswirklichkeiten damals viel mehr als heute. Deutschland war konservativer, Ägypten säkularer. Im Straßenbild Kairos sah man damals viel weniger Frauen mit Kopftuch als heute, Frauen an den Unis waren keine Seltenheit. Dann begann in den achtziger Jahren die Islamisierung, und der arabische Raum wurde immer konservativer, in Teilen radikaler. Gleichzeitig entwickelte sich Europa in die andere Richtung: Unser Leben wurde immer freier. In Deutschland können Homosexuelle heiraten, in Ägypten droht ihnen eine Anklage, in Saudi-Arabien die Todesstrafe.

"Was war das Erste, das dir auffiel, als du 1959 ankamst?", frage ich meinen Vater. Er erzählt, wie er mit zwei anderen Studenten aus Ägypten in der Bonner Innenstadt spazieren ging, Arm in Arm, wie das unter Freunden in seiner Heimat üblich ist. "Ich

bemerkte, dass die Leute uns komisch ansahen und einige über uns lachten", sagt mein Vater in seinem bayerisch gefärbten Deutsch, er spricht langsam, betont. Und fast fehlerfrei, was ihm immer sehr wichtig war. Dass er nicht aus Deutschland stammt, merkt man nur, wenn man genauinhört. Seine erste Lektion in Deutschland war also: Männer umarmten sich nicht. Bei Mann und Frau war man hingegen weniger streng, auch das sah er sofort.

Nach einem viermonatigen Deutschkurs kam mein Vater nach München, um seine Doktorarbeit in Physik zu beginnen. Seine Freizeit verbrachte er oft in einer Studentengruppe der katholischen Kirche, dort tanzte er auch zum ersten Mal mit Frauen. Eine von ihnen war meine Mutter.

Sie erzählt, dass meinem Vater trotz aller Verliebtheit bestimmte Dinge von Anfang an missfielen. Als sie sich einmal nach der Arbeit trafen und er ihre rot lackierten Nägel sah, sagte er zu ihr: "Das finde ich nicht schön, lass das doch lieber." Meine Mutter sagt, sie habe sich im ersten Moment geärgert, "ich fand das lächerlich". Sie hat den Nagellack in Zukunft dann aber doch weggelassen, weil ihr die roten Nägel nicht wichtig waren. Und ihre kurzen Haare ließ sie für meinen Vater wachsen, weil er das schöner fand. Ihre Geschwister warnten sie, meinen Vater zu heiraten, ihre Nachbarin brachte Zeitungsartikel über Frauen, die Araber geheiratet hatten und dann von ihnen zu Hause eingesperrt worden seien. "Das ging damals durch die Presse", sagt sie. "Aber ich war mir sicher, dass euer Vater der Richtige ist, nichts konnte mich von der Hochzeit abhalten."

Meine Mutter meint, von heute aus gesehen wirke es eigenartig, dass sie sich meinem Vater so untergeordnet habe, aber damals sei es normal gewesen, dass man sich nach seinem Mann richtete. Sie sagt, selbst in New York, wo sie zuvor einige Zeit als Au-pair und Bibliothekarin gearbeitet hatte, sei die Gesellschaft Ende der fünfziger Jahre eine zutiefst konservative gewesen. "Oh je", sagt mein Vater am Telefon, als er sie erzählen hört. Seine damalige Haltung ist ihm unangenehm. "Ich weiß nicht, was da los war", nuschelt er ins Telefon.

Als ich mit 25 einen Israeli jemenitischer Herkunft als Freund hatte, warnten mich meine Eltern: "Die orientalischen Männer haben oft ein veraltetes Frauenbild", sagte meine Mutter. "Da musst du aufpassen", ergänzte mein Vater.

Als mein Vater seinen Dokortitel hatte, gingen meine Eltern nach Ägypten. Die Stipendienregularien verlangten, dass er zurückkehrte, um seinem Land von Nutzen zu sein. "Ich war die Ehefrau von Adly, sonst nichts", sagt meine Mutter über diese Zeit. Mein Vater war dagegen, als sie vorübergehend einen Job in einer österreichischen Firma in Kairo annahm. Weil sie dort Kontakt zu Männern hatte. Aber sie konnten das Geld gut brauchen. "Jeden Abend um sechs stand dein Vater unten vor dem Gebäude der Firma und holte mich ab", erzählt meine Mutter. "Und wenn ich nicht pünktlich war, fragte er, was ich denn so lange noch da oben gemacht habe." Mein Vater, der zuhört, mischt sich ein: "Ja, das ist ein wichtiger Punkt", sagt er. "Ich war eifersüchtig auf alles." Er habe seine Frau als seinen Besitz betrachtet und Angst gehabt, ein anderer könne sie ihm wegnehmen. "Das ist ein Problem, das es überall gibt. Allerdings betrachtet man es in Ägypten geradezu als Pflicht, auf seine Frau aufzupassen", sagt er. "Hier nennt man das ›krankhaft‹ eifersüchtig", er spricht den Ausdruck sehr langsam und vorsichtig aus, er kommt ihm nicht leicht über die Lippen.

Meine Mutter hat sein Verhalten so gestört, dass sie die Jahre danach nicht mehr arbeiten ging – was mit bald vier Kindern nicht ungewöhnlich war. Auch in Deutschland nicht, wohin sie 1968, ein Jahr nach dem Sechstagekrieg gegen Israel, flohen. In

Ägypten war es ihnen zu gefährlich geworden. Offiziell hätte mein Vater sein damals sozialistisches Heimatland nicht verlassen dürfen.

Forscher sagen seit Langem, dass eine zunehmende Integration bei Zuwanderern auch eine Angleichung ihrer Wertvorstellungen bewirkt – diese Erkenntnis ist so offensichtlich, dass ich sie kaum aufschreiben mag. Aber die Einwanderungsskeptiker vergessen das heute. Sie glauben, die arabischen Männer würden unser Land verändern, anstatt umgekehrt auch davon auszugehen, dass unser Land sie verändern wird. Oder wie meine Schwester sagt: "Unser Vater hat sich die Zähne an uns ausgebissen."

"Ich habe das meiste von damals völlig vergessen", sagt mein Vater, als ich ihn frage, was er am schwersten akzeptieren konnte. Doch, ja, sagt er dann, an eine Sache könne er sich erinnern. Es habe ihm überhaupt nicht gepasst, wenn meine Schwester abends allein aus dem Haus gehen wollte. "Das war damals mein Trugschluss, dass ich überall Gefahr witterte. Ich hätte gern Kontrolle über alles gehabt", sagt er. Wenn sie auf Feiern eingeladen war von Freunden oder vom Schwimmverein, war seine erste Frage: "Geht dein Bruder hin?" Wenn unser älterer Bruder dabei war, durfte sie ausgehen. Wann immer sie irgendwohin wollte, ging meine Schwester nun also als Erstes zu ihm und fragte, ob er mitkäme.

Mein Vater sagt, er habe sich um uns gesorgt, weil er ja wusste, "was es für Typen gibt". Typen, die es missverstehen und ausnützen würden, wenn eine junge Frau abends feiern geht. Eine sehr ägyptische Sicht, die nichts mit dem zu tun hatte, was wir beim Ausgehen erlebten. "Ich interpretierte das schlicht als Unterdrückung", sagt meine Schwester. Ich erinnere mich, dass sie bei den Diskussionen vor Wut manchmal zu heulen begann und sich in ihr Zimmer zurückzog.

Mein Vater hat es nie so in Worte gefasst, aber heute sehe ich, dass er sich eine Frau in Bezug auf Männer nur als potenzielles Opfer vorstellen konnte, die Sex niemals von sich aus wollen könnte. Außerdem: Keuschheit war wichtig, weil man in seiner Kultur sonst als leichtes Mädchen galt. "Eigentlich wollte ich für meine Töchter immer, dass sie heiraten, wenn sie einen Mann kennenlernen." Keine Liebschaften, nicht zu viele Wechsel. Und es ging auch um ihn: "Plötzlich sollte alles, was ich bislang gelernt hatte, keine Gültigkeit mehr haben", sagt mein Vater, "das war schwer für mich." Denn das stellte nicht nur seine Autorität, sondern auch seine ganze Identität infrage.

In Berlin gibt es einen Mann, der die Sorgen von Männern, wie mein Vater damals einer war, gut kennt. Kazim Erdoğan, Psychologe und Soziologe, 62 Jahre, hat irgendwann gemerkt, dass man sich um die Männer mit traditionell-hierarchischem Denken kümmern muss, und hat deshalb Vätergruppen gegründet, in die türkische und arabische Männer kommen. "Viele sagen, sie sorgten sich um ihre Töchter und wollten sie nach 18 Uhr nicht mehr alleine rauslassen, weil sie Opfer von Gewalt werden oder an die falschen Leute geraten könnten", sagt Erdoğan. Meist sei diese Sorge aber ein Vorwand, vielmehr gehe es um ihren Begriff der Ehre, nach dem die Keuschheit der Frau das oberste Gebot ist und sie ihren Wert auf dem Heiratsmarkt mindert, wenn sie abends allein auf der Straße unterwegs ist.

Wenn es, wie mein Vater sagt, vor allem die Sorge um uns gewesen wäre, dann hätte er darüber mit uns reden können. Das tat er aber nicht, weil man über derartige Themen eben nicht sprach, weil sie "unanständig" waren. Er verbot Dinge und erklärte nicht, warum. Es war einfach so, dass wir selbst mit 18 nicht bei unserem Freund übernachten durften und er nicht bei uns. Wir lernten daraus, dass es am einfachsten war, Dinge heimlich zu tun. "Mach, was du willst, aber behalte es für dich", das war der Rat, den mir

meine Schwester gab. Heute sagt mein Vater: "Wir wussten vieles nicht von euch." Es schien aber offenbar auch für ihn einfacher zu sein, nicht nachzufragen.

Einmal, erinnere ich mich, hatte meine Schwester aber keine Lust auf die Heimlichtuerei. Mit 21, sie wohnte damals noch zu Hause, wollte sie ihren damaligen Freund für ein Wochenende in Regensburg besuchen, wo er studierte. Meine Schwester kündigte das ein paar Tage vorher abends in der Küche an. "Nein, da fährst du nicht hin", sagte mein Vater. "Warum eigentlich nicht?", fragte meine Schwester. Sie wollte es jetzt wissen. "Wir wollen das nicht. Aus!", entgegnete mein Vater bestimmt. Er wurde eigentlich nie laut, sondern stemmte die Arme in die Hüften und verließ sich auf seine Autorität als Familienoberhaupt. An seinen herabgezogenen Mundwinkeln sahen wir, wenn er wirklich verärgert war. "Doch, ich fahre da hin!", sagte meine Schwester. So ging es eine Zeit lang hin und her, bis es meiner Mutter zu viel wurde und sie herausrief, was ihre Hauptsorge war: "Aber davon kann man schwanger werden!"

Meine Schwester, die gerade ein Medizinstudium begonnen hatte, sah sie nur mit großen Augen an. Mit diesem Knall endete die wohlgehütete Sprachlosigkeit, die den Kulturkonflikt in unserer Familie bislang zugedeckt hatte. Meine Schwester fuhr nach Regensburg.

Das Geschlechterbild meines Vaters schwebte dennoch weiter wie eine Wolke über uns. Ich lud in meiner Teenagerzeit zum Beispiel fast nie männliche Freunde zu mir nach Hause ein, weil ich wusste, dass meine Eltern das eigentlich nicht wollten. Ich erinnere mich daran, wie peinlich es mir einmal war, als mich ein Kumpel unangekündigt besuchen kam. Wir waren damals 15 und gerade in unserer Hippie-Phase, hatten hennarot gefärbte Haare und trugen Buttons mit Friedenstauben an unserer Kleidung. Wir taten so, als seien wir unglaublich frei in unserem Denken. Da stand nun also dieser Freund einfach vor der Tür, lächelnd und nicht ahnend, dass das, was für ihn völlig normal war, bei uns nicht üblich war. Im Blick meiner Mutter sah ich, dass ihr das gar nicht passte. Wir gingen in mein Zimmer und unterhielten uns, ich weiß nicht mehr, worüber, ich weiß nur noch, dass ich mir wünschte, er möge bald wieder gehen.

Manchmal traf es mich aber auch völlig unvorbereitet. Mit 17 spielte ich in der Theatergruppe unserer Schule mit. Eine Szene spielte in einem Bad, und ich wurde in einer Styroporbadewanne auf die Bühne geschoben. Man sah nichts außer meinem Kopf, meinen Schultern und einem Bein, das ich in die Höhe reckte, außerdem trug ich in der Wanne, unsichtbar fürs Publikum, einen Bikini.

Meine Eltern waren auf der Premiere, und als ich später nach Hause kam, sah ich schon an den tief herabgezogenen Mundwinkeln meines Vaters, dass ihm etwas gar nicht passte. Er sei empört, schimpfte er, dass ich in einer Badewanne auf die Bühne der Schule geschoben worden war und alle sich vorstellten, ich sei nackt. "Meine Tochter!", er spuckte die Worte aus. "Ich gehe zu deinem Lehrer! Was denkst der sich?" Er werde verhindern, dass ich noch einmal so auf die Bühne käme – es waren noch drei Aufführungen geplant.

Da war sie plötzlich, die Wand, gegen die auch meine Schwester immer wieder gerannt war. Ich spürte Tränen in mir aufsteigen und redete auf meinen Vater ein. Die Vorstellung, dass er sein antiquiertes Weltbild aus der Privatsphäre unseres Hauses in meine Schule tragen könnte, war ein Albtraum. Die Aufführung wäre gefährdet gewesen, mein Vater, der arabische Mann, wäre zum Schulgespräch geworden. Ich verzog mich irgendwann in mein Zimmer. In der Zwischenzeit redete meine Mutter mit meinem Vater. Am Ende ging er nicht zu meinem Lehrer.

Was hat letztlich bewirkt, dass er seine strengen Moralvorstellungen aufgab? "Die Erlebnisse mit deiner Schwester haben eine große Rolle gespielt", sagt mein Vater heute über seine zunehmende Milde. Auch wenn sie davon nicht viel gemerkt hat, gingen die Auseinandersetzungen nicht spurlos an ihm vorüber. Er litt darunter, wenn die Stimmung zu Hause schlecht war, und unter den Diskussionen mit meiner Mutter. "Bei dir habe ich dann viele Dinge akzeptiert, die mir eigentlich nicht passten. Ich sagte mir, da wird schon nichts passieren." Im Prinzip, sagt er, wollte er sich ja auch an die gesellschaftlichen Regeln in Deutschland anpassen, und dazu gehörte eben ein viel lockerer Umgang zwischen Jungen und Mädchen als in Ägypten.

Im Erziehungsideal meines Vaters gab es außerdem noch eine Sache, die etwas wichtiger war als sittliches Verhalten: dass wir gut in der Schule waren. Als er bemerkte, dass bei seinen Töchtern zumindest da keine Gefahr drohte, war er beruhigt und konnte über vieles andere hinwegsehen.

Er nahm schließlich hin, dass ich ein paar Beziehungen hatte, die nicht in einer Heirat endeten. Als ich vor sechs Jahren mit meinem heutigen Partner ein Kind bekam, hätte ich erwartet, dass er zumindest fragen würde, wann ich endlich heirate. Aber er fragte nie. Er wirkte einfach glücklich über dieses weitere Enkelkind.

"Männer sind lernfähig", sagt Kazim Erdoğan, als ich ihm von der Wandlung meines Vaters erzähle. Er hat oft erlebt, dass die Männer in seiner Vätergruppe ihre Wertvorstellungen verändern. "Man kann sich manches schon in wenigen Wochen aneignen", sagt er. Erdoğan ist gerade dabei, Themenabende in Flüchtlingsheimen zu organisieren.

Es gibt noch ein anderes Erlebnis, das meinen Vater zum Umdenken bewegte. Und das ereignete sich ausgerechnet in der koptisch-orthodoxen Kirchengemeinde in Deutschland, in der er bis heute sehr verwurzelt ist. Mein Vater trifft sich dort jede Woche mit Bekannten, als Kinder waren wir oft dabei. Unter den Mitgliedern waren damals noch andere ägyptische Männer, die mit deutschen Frauen verheiratet waren. In einigen dieser Beziehungen gab es Probleme, sobald die Töchter in die Pubertät kamen: "In einem Fall ging der Vater so weit, dass er seine 15-jährige Tochter gegen ihren Willen zu seinen Verwandten nach Kairo schickte", sagt mein Vater. Dort musste das Mädchen von nun an wohnen, weil der Vater glaubte, nur so sei eine sittliche Erziehung gewährleistet.

Mein Vater und andere aus der Gemeinde versuchten damals vergeblich, den Mann umzustimmen. Sie sahen, dass der Zwang eine ganze Familie zerstörte. Damals wurde ihm klar, was der Preis dafür sein konnte, wenn er auf seinen Vorstellungen beharrte. "Das war es mir nicht wert", sagt er, "ich wollte die Beziehung zu euch nicht aufs Spiel setzen."

Am Ende unserer vielen Telefonate in den vergangenen Wochen frage ich meinen Vater, wie er es denn wirklich finde, dass ich bis heute nicht verheiratet bin. Er lacht und sagt, er habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben. "Ich habe gelernt, das zu akzeptieren, weil dein Freund ein zuverlässiger Mensch ist." Dann macht er eine Pause. "Aber was passieren wird, wenn eure Kinder aus dem Haus sind, das weiß ich nicht."

Da ist sie, die alte Skepsis, denke ich mir: Ein Mann, mit dem man nicht verheiratet ist, verlässt einen womöglich eher als der Ehemann.

Ich habe ihm das nicht übelgenommen, sondern sehr gelacht am Telefon. Ich glaube, am anderen Ende der Leitung auch ein Lachen vernommen zu haben.